

Blätter aus Krain.

(Beilage zur „Laibacher Zeitung.“)

Die „Blätter aus Krain“ erscheinen jeden Samstag, und ist der Prämumerationspreis ganzjährig 2 fl. österr. Währung.

Miramar.

I.

Dort steigt's empor aus blauen Meeresfluthen!
Ein feingeworden Märchen. — Darf man's wagen
Sich ihm zu nah'n? Wird man nicht fortgetragen
Auf Fittigen von Abendsonnengluthen?

Sind nicht, die je in jenen Grotten ruhten,
In jenen Lauben, unter Rosenhagen,
Sind nun nicht alle — wenn's erlaubt zu fragen —
Im Banne von geheimen Zauberruthen?

Und in den stolzen Sälen, in den Hallen,
Darf dort ein Menschenkind sich blicken lassen?
Gibt es nicht Geister dort, dem Meer entstiegen,
Die es mit unsichtbaren Händen fassen.
Und vom Balkon, um den die Möven fliegen,
Hinunter stürzen, wo die Wogen wallen?

II.

Ein süßes Wähnen wohnt in diesen Räumen,
Daß ich es kann mit meinen Sinnen fassen.
Fremdländisch duftet es von der Terrasse,
Und tropisch säufelt's in des Haines Bäumen.

Hier läßt sich's selig ruhen, selig träumen!
Hell schimmert dort der Seestadt Häusermasse;
Doch lieber noch den Blick ich schweifen lasse
Zur Adria und ihren Küstensäumen.

Da liegt's, das stolze Meer, zu meinen Füßen!
Der ew'gen Schönheit Heimat, die erkor'ne.
Dem was uns ward erzählt in alten Sagen
Hier, dünkt mich, hab' sich's wieder zugetragen,
Und Anhomeie, die schaumgebor'ne,
Entstieg der blauen Flut, die Welt zu grüßen.

III.

Gibt es denn noch ein brennender Verlangen,
Als, was an Reizen Meer und Himmel bieten,
Genießen hier beseligt und in Frieden,
Und sich zu freuen an der Erde Prangen?

Ist es ein Meereszauber, daß ein Bangen
Den Schummer schenket von den Augenlieden,
Die Sehnsucht weckt nach Kronen und Gebieten,
Wie es vor Zeiten auch Colomb ergangen?

Ein Seemann, den ich unten traf am Strande —
Wo auf dem Ries die kleinen Kränzelwellen
Lichtschimmernd und mit hellem Klang zerschellen —
Und der das Meer und seine Lücken kannte,
Behauptet' so. Wie wär's auch soust gesehen,
Daß jetzt verlassen Schloß und Gärten stehen?

Ludwig Juleib.

Ein Aprilscherz.

Sumoreste.

(S c h l u ß.)

Dem Lederhändler stieg das Geblüt ins Gesicht, daß ihm die Adern auf der Stirne zum Berspringen anschwellen; er kühlte sich durch Fidelius Weigerung verkehrt; er glaubte, dieser

wolle nun mit einem Male abbrechen, da er Lohmann's Geld nicht mehr brauche, und seine Stimme zitterte in gewaltiger Aufregung, als er entgegnete:

„Ich wollte, Sie wären arm, so würden Sie die aufrichtige Zuneigung eines braven Mädchens nicht täuschen, wie Sie es jetzt hinterlistig zu thun versuchen.“

„Aber, Herr Lohmann, was sprechen Sie da, Sie vergessen sich ja ganz —“

„Ja, ja, ich habe mich in der That ganz vergessen,“ versetzte dieser, tief Athem holend und wie sich plötzlich besinnend, „ja, ja, es ist recht gut, wenn man klug ist, was braucht denn die Welt Alles zu wissen, aber wir,“ setzte er begütigend hinzu, „die in verwandtschaftliche Verhältnisse mit einander treten sollen —“

„Besteres will ich ja von Herzen gern,“ versicherte Fidelius, „nur kann ich dieß bloß mit meinem blanken Gehalte thun, auf etwas Anderes dürfen Sie nicht rechnen, Herr Lohmann.“

„Rechne auch nicht darauf, mein Bester; allein Sie werden doch begreifen, daß ich Ihren Scrupeln zu Liebe meine Tochter nicht enterben kann? Sie bekommt vorläufig das dreistöckige Haus am Hauptplatze; sie wird es Ihnen zu Liebe doch nicht wegschenken sollen?“

„Ich erlaube mir nur das Einzige nochmals zu bemerken,“ antwortete Fidelius ruhig, „daß ich gegen dieses Alles bloß meinen Gehalt pr. 500 fl. einsetzen kann.“

Der Alte lachte, daß die Fensterscheiben zitterten; er schüttele Fidelius die Hand und versetzte unter fortwährendem Lachen: „Ein kluger Schwiegersohn ist mir lieber, als einer, der mit naiver Prahlerei den Schmarozkern die vollen Hände entgegen trägt —“

„Aber ich kann Sie versichern,“ begann wieder Fidelius mit ehrlichem Eifer, „daß Sie bei mir auf nichts weiter rechnen können —“

Lohmann lachte noch stärker.

„Rosa, Mutter! kommt doch herein!“ rief er ins Nebenzimmer, und als diese seinem Rufe Folge geleistet hatten, fragte er ernst und fest: „Herr Fidelius, haben Sie ernstliche Absichten auf meine Tochter?“

„Gott weiß es!“ sprach dieser mit Ausdruck.

„Und Du Rosa? Willst Du Dich diesem Manne für Dein ganzes Leben anvertrauen?“

„Ich will es,“ hauchte diese schüchtern.

„Nun denn, so spricht; wann soll die Hochzeit sein?“

Rosa fiel bald dem Vater, bald der Mutter entzückt um den Hals, Fidelius aber war so bestürzt, daß er es nicht wagte, von diesem Rechte Gebrauch zu machen, er stotterte bloß verlegen die Worte heraus: „Aber so schnell, es gibt ja viel vorzubereiten —“

„Ei was!“ fiel Lohmann lustig ein, „die Ausstattung hat das Mädchen, eine schöne Wohnung im ersten Stocke gleichfalls — oder wollen Sie des eisernen Kastens wegen lieber Parterre wohnen?“

Fidelius hatte nicht verstanden, was Lohmann mit der letzteren Bemerkung wollte.

„Nun,“ fuhr dieser eifrig fort, „Ihr könnt ja im ersten Stocke wohnen, und für das Werthheim'sche Möbelstück werden wir zu ebener Erde ein Locale ausmitteln.“

„Ah! Sie meinen die Cassatruhe, die geht in wenigen Wochen auf's Land.“

Lohmann lachte wieder, daß er sich den Bauch halten mußte.

„Senden Sie den Kasten meinewegen nach Australien, nur lassen Sie das zurück, was drinnen ist.“

„Aber, bei Gott! er ist ganz leer, Sie können sich überzeugen.“

„Geschmeid ist schön, und darum sind Sie in meinen Augen der schönste Mann, so wie in Rosa's Augen, und nun kommen Sie, daß wir die Möbel aussuchen.“

Fidelius war thatsächlich heraufschicht, ihm schwindelte; bald glaubte er zu träumen, bald vermeinte er, die Feenmärchen seiner Kindheit würden nun zur Wahrheit, und in seinem seligen Taumel ließ er sich vom Lohmann fortführen, nachdem er beim Abschiede zum ersten Male gewagt hatte, seiner Braut die Hand zu drücken.

Als er so mit seinem zukünftigen Schwiegerpapa Arm in Arm durch die Straße ging, kamen ihnen Fink und Richter entgegen, die im Vorbeigehen lustig die Hüte schwenkten und ihrem Freunde ein helles Glückauf zuriefen.

Am folgenden Tage mußte der Notar ins Haus, um den Ehecontract zu verfassen, in welchem den jungen Eheleuten das von Lohmann bezeichnete Haus als unumschränktes Eigenthum übergeben wurde.

Der reiche Lederhändler räumte alle Hindernisse bei Seite, welche die Hochzeit verzögern konnten, die gleich nach den Osterfeiertagen stattfinden sollte, und allen seinen Bekannten theilte er das bevorstehende Familien-Ereigniß mit. Um der Sache mehr Lustre zu geben, wurde die Verlobung seiner Tochter als ein besonderes Fest gefeiert, zu welchem Lohmann eine große Anzahl Gäste geladen hatte.

Die Unterhaltung war eben im besten Gange, als Lohmann, der einer Berrichtung wegen den Speiseaal verließ, vor der Thüre von Richters Vater, welchen er sehr genau kannte, da er mit ihm schon viele Geschäfte gemacht hatte, angerebet wurde.

„Ei, Freund Richter,“ begann der heiter gestimmte Hausvater, das ist schön, daß sie gerade heute kommen, Sie müssen mit uns ein Glas Verlobungswein trinken.“

Richter dankte für die Einladung und bat nur, Fidelius auf einen Augenblick herauszurufen.

„Der darf heute nicht vom Tische, kommen Sie darum immerhin herein.“

„Es ist ein ganz kleines, obgleich für mich dringendes Geschäft,“ versetzte Richter; „wenn Sie vielleicht so gütig sein wollten, ihm etliche Worte deßhalb zu sagen —“

„Mit Vergnügen, sprechen Sie, da Sie schon durchaus nicht hineingehen wollen.“

„Ich komme, die Werthheim'sche Cassé zu holen, die Herr Fidelius in seinem Zimmer stehen hat.“

„Die Werthheim'sche Cassé? Gehört die Ihnen?“

„Zu dienen. Mein Sohn kaufte sie für mich, und da er sie nicht gleich abschicken konnte, so ersuchte er seinen guten Freund, sie inzwischen hier einzustellen zu dürfen.“

Mit dieser Auskunft schien dem betroffenen Festgeber plötzlich ein Licht aufzugehen; obgleich ihn diese Nachricht ganz unerwartet traf, so faßte er sich doch, so gut es ging, um sich von seiner unangenehmen Ueberraschung nichts merken zu lassen, und sagte bloß:

„Gedulden Sie sich ein wenig, Fidelius wird gleich hier sein.“

Unwillkürlich fiel ihm der erste April ein, an welchem Tage er den Ehecontract abgeschlossen hatte, und er mußte sich bekennen, daß er selbst willig die Hand geboten hatte, um diesen Tag für sich zu einem ominösen zu machen; er sah zugleich ein, daß, wenn er nun den gethanen Schritt bereuen wollte, er der Welt bekennen müsse, daß er mystificirt worden sei, und Letzteres hielt er nicht für recht thunlich. Es vor der Welt zu verbergen, war in seinen Augen mehr werth, als wenn er die so feierlich angekündigte Verbindung hätte rückgängig gemacht. Die allgemeine Achtung durfte nicht auf's Spiel gesetzt werden. Er suchte daher seine gute Laune wieder nach Möglichkeit zusammen zu raffen, und sagte mit ziemlicher Ruhe, jedoch nur so laut, daß Fidelius es hören konnte: „Der Kaufmann Richter ist hier, um seine Cassé abzuholen.“

Aus dem unbefangenen Wesen des so Angeredeten überzeugte sich Lohmann deutlich, daß Fidelius an dem Complotte nicht theilhaftig gewesen; er erinnerte sich zugleich an dessen wiederholte Versicherung, daß er außer seinem Gehalte kein anderweitiges Einkommen besitze und darum auch kein Ehebündniß schließen könne, und Lohmann mußte darum abermals die meiste Schuld, daß er getäuscht worden, auf sich selbst zurückwälzen.

Es gelang ihm auch ganz glücklich, den Unbefangenen vor der Welt zu spielen, so daß selbst die beiden Spaßvögel es unterließen, die Sache weiter zu ihren Wizen auszubenten; nach der Hochzeit aber ließ Vater Lohmann selbst eine Werthheim'sche Cassé in die Wohnung der jungen Eheleute stellen, indem er seinem Schwiegersohne die Rechnungsführung über sein gesamtes Vermögen übertrug, und in ihm einen redlichen und ordnungsliebenden Verwalter desselben fand, sowie auch Fidelius in seinem häuslichen Leben sich als zärtlicher Gatte zeigt, der seine Rosa nach Kräften glücklich zu machen sich bemüht.

F. Hd.

Eine Besteigung des Nanos.

Wer von Adelsberg aus nach Süden seinen Blick schweifen läßt, gewahrt in der Entfernung von 2 Stunden eine Gebirgsmasse, die zwar isolirt da stehend, keineswegs in eine einzige Spitze ausläuft, noch auch durch Thäler oder nur Einschnitte unterbrochen wird, sondern einen von Osten nach Westen sich ziehenden, etwas gebogenen Kamm bildet, dessen Rand fast immer horizontal läuft und nur einzelnen, ganz unbedeutenden Erhöhungen oder Ausbuchtungen zur Basis dient. Es ist dies, wie wohl Jedermann bekannt sein wird, der Nanos; den Bewohnern der dortigen Gegend ist er ein untrüglicher Wetterprophet, und wenn die hohe Stirne des Riesen mit Wolken umgeben ist, so sucht Alles eine Zufluchtsstätte zu erreichen, denn ein Sturm ist dann gewiß im Anzuge.

So war es auch am 28. März d. J., als ich die einsame Straße von Adelsberg gegen Präwald zog; der Regen goß in Strömen herab und ein Wind, dessen Gewalt nur jener begreifen kann, der sie selbst erfahren, vereitelte jeden Versuch, sich vor demselben zu schützen. Er jagte regenschwangere Wolken in rasender Eile über den Nanos hinweg, so daß dieser bald meinen Blicken ganz entzogen wurde, bald wieder im schönsten Sonnenlichte strahlte, wenn nämlich dieses auf Augenblicke die Wolkenmasse durchbrach. Gegen Mittag indessen klärte sich das Wetter auf und obwohl der Wind keinesweg nachließ, so war die Reise — Dank eben dem Winde, der die Straße trocknete — doch bedeutend angenehmer, da die Kleider einerseits durch die Sonne, andererseits durch den Wind überraschend schnell getrocknet wurden.

So mochte ich etwa anderthalb Stunden wacker gegangen sein, als ich plötzlich auf einen einstigen Collegen stieß, der mit den abenteuerlichen Vorschlag machte, den Nanos zu ersteigen, worüber ich anfangs lachte und an seinem Verstande zweifelte. Allein bald fand ich an der kühnen Idee Gefallen; denn ich muß gestehen, daß eben das Absonderliche derselben meinen Jugendmuth anstachelte, indem wir doch sicher die einzigen waren, die in dieser Jahreszeit und bei solchem Wetter ein derlei Wagniß unternahmen, das eines spleensüchtigen Engländers würdig war. Demnach wurde beschlossen, noch an diesem Tage das Vorhaben auszuführen. In Präwald angekommen, erkundigten wir uns bei den staunenden Einwohnern um den Weg — ein Führer war nur gegen sehr gute Bezahlung aufzutreiben — und begannen nach einigen eingenommenen Erfrischungen wohlgemuth den steilen Pfad hinaufzusteigen.

Am Fuße des Berges ziehen sich fruchtbare Tristen, durch lebendige, wie zufällig gewachsene Bäume von einander getrennt und durch einzelne Aeder unterbrochen, hin, deren Grün dem umher schweifenden Auge einen wohlthuenden Anblick gewährt. Oben sind sie eingesäumt von Laubwäldern, deren Bäume jedoch meistens ein sehr verkümmertes Aussehen haben; und nie zu einer solchen Höhe gelangen, wie z. B. in Obertrain. Jetzt sauste der Wind durch deren nackte Wipfel mit einem schrecklichen Getöse, und es kostete uns die größte Mühe, uns aufrecht zu erhalten; trotzdem drangen wir muthig vorwärts, denn bis jetzt gab es noch keine Hindernisse des Terrains zu bekämpfen und das überall herumwuchernde Gesträuch bot im Nothfalle einen willkommenen Anhaltspunkt. Je höher wir indess kamen, desto größer wurde, auch die Heftigkeit des Windes, so, daß wir uns bald genöthiget sahen, die Hüte mittelst Bänder am Kopfe zu befestigen, da sie uns sonst entrispen worden wären; ebenso mußten wir den bisherigen Weg verlassen und uns auf die dem Winde weniger ausgesetzte südliche Seite wenden, wo zwar kein Steig zwischen den Felsen sich befand,

unser jugendlicher Uebermuth aber doch sich Bahn zu brechen hoffte. Wer kennt indeß nicht die Beschwerden und Gefahren eines derartigen Vordringens? Bald bildete ein riesiger Fels eine unübersteigliche Wand, die sich nur mühsam umgehen ließ, bald glitten unsere Füße auf dem langen, trodenen Grase aus und nur ein zwischen den Felsen hervorragender Zweig rettete uns vor dem tödtlichen Sturze. Das Gefährlichste jedoch waren jene Rinnen, in denen Steingerölle aufgehäuft lag; denn sobald unser Fuß daselbe berührte, gab die lockere Unterlage nach und wir glitten wohl 3 bis 4 Klafter nach abwärts, bis es uns zufällig gelang, ein Gesträuch als Rettungsanker zu erfassen. Daß dadurch unsere Kleider hart mitgenommen wurden, brauche ich nicht erst zu erwähnen; nebenbei herrschte noch eine empfindliche Kälte; die dann und wann aus den Wolken hervorbrechenden Sonnenstrahlen gaben fast gar keine Wärme. Gewiß hätten uns diese Hindernisse zur Umkehr bewogen, allein wir hatten schon mehr als zwei Drittheile des Weges zurückgelegt, das Ziel war also nicht mehr fern; wer sollte da umkehren? —

Nun verschwand auch das bisher zwar nur kümmerlich sein Dasein zwischen Felsen fristende Gesträuch, und nacktes Gestein erschien bloßgelegt; auf der nördlichen Seite zieht sich fast überall die grüne Grasdecke bis an den Scheitel hinauf, allein hier wird sie von den Strahlen der Sonne im Sommer versengt, da ohnehin schon alles Erdreich vom Winde weggejagt worden ist. Hier wird die Steigung des Berges immer sanfter, wir konnten schneller und leichter vordringen und um halb drei Uhr erreichten wir die Höhe oberhalb Präwald. Endlich! — Wer beschreibet unser Entzücken als plötzlich, wie um unsern Muth zu belohnen, die Sonne freundlich aus den Wolken hervorblühte und uns die Gegend wolkenfrei sehen ließ! Zwar mußten wir vor dem Winde, der den Rand furchtbar bestrich und Alles wegwies, eilends in einen schützenden Felsenwinkel flüchten, allein wir übersahen doch die Gegend auf der Nord- und Ostseite. Da lag tief unter unsern Füßen knapp am Berge Präwald mit seinen festen, von der Sonne geschwärzten Häusern und seinem spitzen Thurme, dessen Gloden eben die Gläubigen zum Nachmittagsgottesdienste riefen.

Die Straße gegen Adelsberg hinauf gewahrten wir viele freundliche Dörfer und das ganze Thal zeigte unzählige kleine Seen, durch die starken Regengüsse und den geschmolzenen Schnee gebildet. Mitten hindurch wälzte die mächtig angeschwollene Poik ihre dunklen Fluten der Adelsberger Grotte zu. Tief im Winkel unter einem Felsen suchte sich die alte Beste Luweg zu verbergen, doch vergeblich, dem mächtigen Riesen Nanos bleibt nichts verborgen, er überfiehet Alles. Am äußersten Rande endlich erhob sich Adelsberg mit seiner alten Ruine und dem Bahnhof, aus dem eben der Nachmittags-Train fuhr. Wie verschwiegend klein erschienen die Waggon's! Mit welcher Langsamkeit glitten sie am Rande der Hügelkette hin! Weiter gegen Norden dehnte sich der Birnbaumerald aus und grenzte mit seinen meistens noch mit Schnee bedeckten Höhen den Horizont ab. Im Osten ragte aus der Masse der ihn umgebenden Gebirge der riesige Schneeberg empor, dessen Spitze jedoch in Wolken getaucht war; gleich ihm deckte die meisten seiner Nachbarn, wenigstens an den meisten Stellen, wo die Bora keine so große Macht hat, die weiße Winterdecke.

Im Süden zeigte sich hinter den weißen, steinigen Gebirgen das adriatische Meer und die Küsten Italiens; in der Ferne erschien sogar die Seestadt Venedig, doch nur momentan, wenn nämlich der Wind die darüber hinziehenden Wolken zerstreute; solche Augenblicke waren leider selten. Gegen Westen sah man Wippach, sowie die Gebirge des Görzer Gebietes. Welche prächtige Aussicht muß man genießen, wenn die Luft

ruhig, der Himmel heiter ist, und die ganze Gegend im hellen Sonnenscheine erglänzt!

Uns blieb leider dieser Genuß vorenthalten, und wir mußten uns mit dem begnügen, was unter solchen Umständen noch viel genannt werden konnte.

Eine Stunde verfloß uns unter derartigen Betrachtungen, die wir in dem oben erwähnten Felsenwinkel anstellten, bläuliche Rauchwolken unserer Cuba's in die Luft blasend und dabei der liebenswürdigen Geberin derselben in Adelsberg gedenkend, als plötzlich ein schrecklicher Windstoß den ganzen Berg in Wolken einhüllte, wodurch die ganze Umgegend in ein Nebelmeer verwandelt wurde. Es begann zu regnen, aber der Regen löste sich durch den Wind in einen nassen Staub auf, der Alles durchdrang und den Augen ungemein wehe that. Dieses, so wie die bereits vorgerückte Tageszeit zwang uns, an den Rückweg zu denken. Mit der Beschreibung der Hindernisse, Mühseligkeiten und Gefahren desselben will ich die freundlichen Leser nicht ermüden, und erwähne deshalb nur, daß sie viel bedeutender waren, als die des Hinaufstimmens. Als wir Präwald endlich erreicht und auch eine Herberge gefunden hatten, konnten wir an unsere Erholung denken. Aber wie sahen unsere Kleider aus! Ich glaube, sie trugen einen Abdruck aller der Schichten mit sich, die wir passiert hatten. Und zudem wurden wir wegen unserer Bergpartie von den Leuten ausgelacht.

Jacob Alésoy.

Ueber Sinnestäuschung.

Die Sinnesnerven sind die Vermittler zwischen der Außenwelt und uns. Durch dieselben werden die Eindrücke, die wir durch die außer uns liegenden Gegenstände empfangen, unserem Gehirn, dem Mittelpunkte des Nervensystems und dem Sitze des bewußten Empfindens, mitgeteilt. Jeder Nerv hat, wie man in der Sprache der Physiologie sagt, seine bestimmte Energie, d. h. jeder Nerv ist nur für eine gewisse Art von Empfindungen befähigt, und nicht für alle. Der Sehnerv kann nur sehen, d. h. er kann keine anderen Eindrücke aufnehmen und fortleiten, als Lichterscheinungen. Jede Reizung dieses Nerves, komme sie woher sie wolle, geschehe sie auf welche Weise sie wolle, ruft in unserem Bewußtsein die Empfindung von Licht hervor. Daher haben wir bei einem Schlage auf das Auge eine Lichtempfindung, wir sehen Funken, weil durch den Druck auf das Auge der Sehnerv gereizt wird. Diese Lichterscheinung existirt also nur in unserem Bewußtsein, nicht in der Wirklichkeit, kann daher auch von Niemand anders empfunden werden, als von uns selber. Wird der Sehnerv durchschnitten, wie dieß bei der Ausschälung des Augapfels aus der Augenhöhle wegen einer Geschwulst oder wegen irgend einer anderen Krankheit geschieht, so sieht in demselben Augenblicke, wo der Nerv durchschnitten wird, der Operirte eine helle Lichterscheinung, ein Feuermeer, dem dann die ewige Nacht der Blindheit folgt. Wie der Sehnerv nur sieht, so verhält es sich analog mit dem Gehörnerven; jede Reizung desselben ruft einen Schall oder eine Tonempfindung hervor. So ist das sogenannte Klingen der Ohren nichts, als eine subjective Erscheinung des Gehörnerven. In derselben Weise verhalten sich die übrigen Sinnesnerven. —

Ebenso wie die gedachten Nerven von Außen her Eindrücke aufnehmen und zum Bewußtsein bringen, ebenso reagieren sie auch, wenn sie durch irgend eine krankhafte Mischung des Blutes, durch irgend welche Störungen im Centrum des Nervensystems, dem Gehirn, so zu sagen, von Innen gereizt werden.

Auch dann vermag jeder Nerv nur in seiner bestimmten Weise zu empfinden: es sieht der Sehnerv, der Gehörnerv hört, wir empfinden die Dinge scheinbar außer uns, außerhalb unseres Körpers. Bei heftigem Blutandrang (Congestionen) zum Kopfe sehen wir Funken, Flammen, feurige Kreise, bei lebhafter Phantasie auch wohl Gestalten, Blumen u. s. f. Ja sehr viele Menschen brauchen nur die Augen zu schließen, um diese Erscheinungen sogleich zu sehen. Die Phantasie ist es dann, die diese Nerven zur Thätigkeit anregt. — Wenn wir gesund sind, alle Theile unseres Körpers sich in vollkommenster Harmonie befinden, und auch die Schwingen unseres Geistes nicht gelähmt sind, so wissen wir, daß alle diese (subjectiven) Nervenempfindungen nicht durch wirkliche Gegenstände hervorgerufen werden, sondern nur Erzeugnisse unserer gereizten Nerven sind. Befindet sich aber unser Körper in Unordnung, liegen wir im Fieber, dann vermögen wir nicht zu erkennen, daß Alles, was wir sinnlich wahrzunehmen glauben, nur Chimäre ist; — nein, wir halten Alles für wirklich, die Droggestalten schrecken uns, wir suchen uns ihnen zu entziehen, die Angst, die wild und leidenschaftlich erregte Phantasie verleibt uns ungewöhnliche Kräfte; wir entwenden uns den Händen unserer Wärter und entschlafen aus dem Bette. Ebenso in den Träumen. Im Schlaf, wo der Verstand, der Regulator der Phantasie, ruht, jagt diese auf flüchtigen Traumrossen daher. Wir sehen Gestalten, hören sie sprechen, nehmen ihre Handlungen wahr — oft ganz sonderbare, unerwartete Dinge! — Erwachen wir, so hört der Spuck auf. Alle die schönen Decorationen, die schönen Landschaften, die blumigen Auen verschwinden, es verfließen die Gegenstände und Personen, die uns eben noch so lebhaft beschäftigten, und kalt steht die nackte Wirklichkeit vor uns. Es waren nichts als Täuschungen der Sinne, Hallucinationen!

Aber es gibt auch Träume, die nie erlöschen, nie zu Ende gehen. Ewig bleiben dann die Sinnestäuschungen und die durch sie angeregte Phantasie Herrin unseres Denkens und Handelns. Dieß ist der Fall bei den Geisteskranken! Sie halten die Hallucinationen für etwas Wirkliches und erwachen nie aus ihren Träumen. Was die perverse Thätigkeit ihrer Sinnesnerven ihnen zeigt, das halten sie für etwas außer ihnen Liegendes, also wirklich Vorhandenes! So sehen die Irnsinnigen bei der Form des Wahnsinnes, den man den Teufelswahn nennt, die Gestalt des Teufels, die sie genau beschreiben; sie hören sein höllisches Gelächter, sie riechen den Schwefelgeruch, der ihn begleitet. Und sie sehen, hören und riechen das Alles, und doch sind es nur Hallucinationen der Seh-, Hör- und Riechnerven; sie haben die sinnliche Wahrnehmung, und doch ist nichts in der Wirklichkeit vorhanden.

Ich berufe mich hier noch auf ein, allen Aerzten wohlbekanntes Factum. Wird Jemandem irgend einer Krankheit wegen ein Glied, z. B. der Oberarm, abgenommen, so fühlt der Operirte, nachdem der Stumpf längst verheilt ist, oft Schmerz in der Hand, also in einem Theile, den er gar nicht mehr besitzt! Scheint das nicht sonderbar? Bei der Amputation des Armes sind die Nerven durchschnitten, die zur Hand gehen und die Wahrnehmungen des Gefühles derselben zum Bewußtsein der Seele gebracht haben. Werden die Nervenstümpfe nun gezerrt, gereizt, wie dieß in den Narben häufig der Fall ist, so leiten sie zum Centralbureau des Nervensystems dasjenige, was sie vermöge ihrer speciellen Bestimmung zu leiten im Stande sind — die Gefühle und Wahrnehmungen der Hand, wie wenn die Hand noch da wäre.

Die Amputirten beschreiben diese Wahrnehmungen ganz genau, und es ist nicht ihr geringstes Leid, sich stets an einen Theil ihres Körpers erinnert zu sehen, den sie so schmerzlich entbehren müssen. Auch das ist eine Sinnestäuschung!